

Reflexionen zu NetzX*

EINLEITUNG: DIE AUTOLOGISCHE NÄHE DES NETZES

Nirgends wird wohl derzeit dem wissenschaftlichen Beobachter die Nähe zum Forschungsgegenstand, zum ›Objekt der Begierde‹, besser bewusst als bei einem Text über das Netz: und dies sowohl in *zeitlicher* wie auch in *sachlicher* Dimension. Das Netz ist ein »Medium in Entwicklung« (vgl. den Sammelband von Neverla 1998), genauer gesagt: ein Medium in Ko-Evolution mit Ökonomie, Technik, Akteuren und anderen Systemdimensionen und Variablen. Der Ausspruch Siegfried J. Schmidts, nur die Vorläufigkeit sei endgültig, trifft wohl nichts besser als wissenschaftliche Aussagen, Thesen oder gar Prognosen zum Netz. Daraus folgt zunächst, dass eine Theorie (zur Beobachtung) des Netzes explizit wie implizit von folgenden Startüberlegungen ausgehen muss:

- Sie muss dynamisch und nicht statisch konzipiert sein.
- Sie muss sowohl Aus- als auch Entdifferenzierungen, sowohl Dualisierungen als auch Entdualisierungen beobachten können, d.h. sie muss ›oszillierend‹, nicht-teleologisch und empirisch offen angelegt sein.

* X = -medien, -kommunikationen, -gemeinschaften, -kulturen, -realitäten usw.

- Sie muss besonders vorsichtig sein mit linear-kausalen Prognosen über die weitere Evolution des Netzes.
- Sie sollte wissenschaftliche Beobachtung als »Kunst der Unterscheidungen« (Heinz von Foerster) verstehen, also als analytisches (Sprach-)Spiel mit Differenzen und nicht als positive oder negative Wertung vergangener und zukünftiger medialer Entwicklung.
- Sie sollte die Emergenz und Kontingenz medialer Evolution konsequent mitdenken.

(Und dies sollten auch gleichzeitig die einzigen präskriptiven Sätze sein, die diese Theorie tragen sollen – inklusive eben diesem!)

Zeitliche Nähe zum Objekt ›Netz‹ bedeutet also, immer mitzudenken, dass es noch vor zehn Jahren wissenschaftlich unmöglich war, Entwicklungen wie etwa das World-Wide-Web deutlich zu prognostizieren. So finden sich etwa in dem Buch »Kultur und Technik im 21. Jahrhundert« (Kaiser/Matejovski/Fedrowitz 1993) zwar zahllose Visionen zur digitalen Welt, aber aus heutiger Sicht liest es sich fast schon anachronistisch: kein Wort von der baldigen weltweiten Vernetzung durch Netzmedien. Überhaupt fällt auf, dass Theoretiker – und insbesondere jene im Umfeld postmoderner Diskurse – bis Mitte der 1990er zu sehr auf virtuelle Realität als ›Cyberspace‹ setzten und diese Virtualisierungstheoretiker quasi von der Emergenz des Netzes selbst überrascht wurden. Zeitliche Nähe zum Objekt ›Netz‹ bedeutet aber auch, dass Netztheorie letztlich nie mit dem letzten Stand der technologischen Evolution ›up to date‹ sein kann. Wer einen Text über Konvergenz schreibt, wird schon von der nächsten Entwicklungsstufe des interaktiven Fernsehens, von der nächsten Generation von Online-Computerspielen, vom nächsten ›Netz am Handy‹-Standard überholt. Wer vor ein paar Jahren über das Netz schrieb, dem wurde vielleicht kurz darauf erklärt, sein Text sei schon wieder überholt, weil nunmehr die ›Java-Revolution‹ eingetreten sei. Der Nächste habe vielleicht Virtual Reality Markup-Language (VRML) in seinen Überlegungen noch nicht berücksichtigt usw. – Wer sich also auf das fließende Feld der Netz-Theoriebemühungen begibt (für einen aktuellen Überblick über *Web* und *Net Studies*, morgen schon wieder von vorgestern, vgl. etwa Hartmann 2000b), der muss das »So-far« seiner Entwürfe (im Sinne Josef Mitterers) immer mitbedenken.

Sachliche Nähe zum Objekt ›Netz‹ meint, dass es unmöglich geworden ist, in einem wissenschaftlichen Text eine Distanz, einen ›Sicherheitsabstand‹ zu Netzmedien einzunehmen: Fast alles wird schon im Netz recherchiert, Literatur ist in Abstracts und Download-Volltexten im Netz, und vor allem: Die wissenschaftliche Diskursivität selbst hat sich durch das Netz bereits erkennbar gewandelt: Hypertexte und Links (für eine konstruktivistische Analyse siehe Todesco 2000) in linear-horizontalen Buchtexten haben Hochkonjunktur, es gibt zahlreiche ambitionierte Versuche der enzyklopädischen Darstellung von Wissen in dieser neuen strukturellen Logik (vgl. etwa Schmidt [A.P.] 1999), und kaum ein ernstzunehmendes wissenschaftliches Buchprojekt, das nicht zumindest ergänzende Materialien auf CD-ROM mitliefern oder andere hypermediale Formen mit einbeziehen würde. Schließlich scheinen sich wissenschaftliche Textualität und Diskursivität, die Struktur wissenschaftlichen Verweisens und Referierens sowie die Erzeugung von Aufmerksamkeit in Texten selbst zu wandeln und sich Netzmedien anzunähern (siehe etwa die Strukturierung von Schmidt [A.P.]/Rössler 2000).⁴

Tendenziell lässt sich beobachten, dass jeder Text *über* das Netz mittlerweile auch zu einem Text *im* Netz geworden ist: *Dem* Netz ist nicht mehr zu entkommen, und dies gar nicht metaphysisch-epistemologisch (im Sinne von: es gäbe kein Jenseits des Netzes mehr), sondern sehr lebensweltlich-praktisch.⁵ Ein Text über das Netz ist somit zu einem *autologischen* und zu einem *paradoxen* Vorhaben geworden. *Autologisch*, weil der Beobachtungsgegenstand durch die Beschreibung immer aktiviert und buchstäblich mitkonstruiert wird, *paradox*, weil die analytisch notwendige Nähe zum Forschungsgegenstand von der Ebene der Beobachtung zur Ebene der Beschreibung (= des Anfertigens eines ›Textes‹ aufgrund einer Beobachtung) nur mehr überführt werden kann, indem man sich vom Netz separiert. Zu behaupten, ein Text ›entstand im Netz‹, heißt eigentlich immer auch: wäre man permanent online gewesen, wäre wohl gar nichts entstanden.

Man könnte nun argumentieren, diese zeitliche und sachliche Nähe zum Objekt bedeute letztlich, dass eine ›objektive Distanz‹ zur Netzmedialität unmöglich sei und man deshalb theoretische oder gar empirische Forschungen zum Netz (noch) unterlassen sollte. Sieht

man sich die Flut kommunikationswissenschaftlicher Veröffentlichungen zum Netz – etwa der vergangenen fünf Jahre – an, kann man nur zu der Überzeugung kommen, dass diese Position wohl von niemandem innerhalb der *scientific community* ernsthaft vertreten wird. Vielleicht wäre es überhaupt anzuraten, von einer Erkenntnistheorie auszugehen, die der Idee abschwört, man könne aus zeitlicher Distanz heraus die Dinge besser beurteilen (vgl. Mitterer 2000).⁶ Vielleicht sollte eine Netztheorie die Nähe zum Objekt theoretisch auf die Spitze treiben, indem sie von einer Isomorphie von Beschreibung des Objekts ›Netz‹ (mit Hilfe von Begriffen, Definitionen, Modellen etc.) und von Objekt der Beschreibung ›Netz‹ ausgeht, die aber erkenntnistheoretisch nicht naiv-realistisch, sondern non-dualistisch zu verstehen wäre. Ohne die folgenden Ausführungen vorwegzunehmen, möchte ich nur anmerken, dass dies bedeuten würde, dass die Beschreibung vom Netz als Medium, als Form, als System, als Umwelt, als Lebenswelt, als Diskurs, als Dialog, als Dispositiv, als Feld etc. durch die Beschreibung vom Netz als ›Netz‹ mit allen heuristischen Konsequenzen ersetzt wird.

Vorab bedarf es aber mehrerer wichtiger theoretischer Vorarbeiten. Eine Ausgangsbeobachtung ist jene, dass das Netz neben seiner unheimlichen Nähe und All-Präsenz auch jene Dynamik ausgelöst hat, die wohl immer bei der Entstehung eines ›neuen‹ Mediums ihren Lauf nimmt: die ›alten‹ Begriffe, Konzepte und Modelle scheinen nicht mehr zu taugen. Das klassische Vokabular der Medien- und Kommunikationswissenschaft etwa erscheint dringend revisionsbedürftig: Linear-kausale Modelle von Sender zu Empfänger, von Kommunikator zu Rezipient oder auch von Produzent zu Konsument (wenn auch mit eingebauten Feedback-Kanälen) von Praxke bis zu Maletzke werden durch Modelle »elektronisch mediatisierter Gemeinschaftskommunikation« ersetzt, in denen eine Menge von so genannten »Beteiligten« (etwa Chatter, Mailinglisten-Diskutanten) im Verein mit »organisierenden Beteiligten« (etwa Provider, Listowner) Aussagen zirkulär (und eben nicht mehr linear) herstellt (vgl. Burkart/Hömberg 1997: 82ff.). Die klassische Distinktion von Individual- und Massenkommunikation (mit der Meso-Ebene Organisationskommunikation) wird im Zuge einer Kritik am paradoxen Konzept der ›Massenkommunikation‹ (vgl. etwa Merten 1995: 4; Görke/Kohring 1997:

10ff.) verworfen bzw. entdualisiert, wodurch etwa die Beobachtung von Netzkommunikation als ›Massenindividualkommunikation‹ möglich wäre (in Anlehnung an die Bezeichnung ›MassenIndividualMedium‹ für den Computer von Manfred Faßler). Dabei finden sich in der Kommunikationswissenschaft sowohl die ›Alles neu‹-Theoretiker, die den ganzen Ballast der Begrifflichkeiten aus dem Zeitalter der One-to-Many-Medien abwerfen wollen, als auch jene, die die Bedeutung der Netzmedien unter (gebetsmühlenartig wiederkehrender) Berufung auf das Rieplsche Gesetz relativieren, wonach jedes neue Medium die alten nicht ersetze, sondern ergänze (zur Kritik dieser Übertragung des Rieplschen Gesetzes auf die Netzmedialität vgl. jüngst auch Neuberger 2001: 237ff.). Vielleicht ist es aber in der Tat so, dass Netzmedialität langfristig *tabula rasa* macht mit den Unterscheidungen von Kommunikator und Rezipient, Individuum und Masse, Substitution und Komplementarität (zu letzterer Unterscheidung vgl. Hagen 1999).

Die begriffliche Konfusion ist im Moment groß, die begriffliche Schärfe dementsprechend gering. Diesen Effekt neuer Medien auf (kommunikations-)wissenschaftliche Begriffe und Kategorien hat Elena Esposito gut beschrieben:

»Die erste Wirkung der Evolution der sog. ›neuen Medien‹ scheint also die zu sein, daß sie die Unzulänglichkeit der laufenden Begriffe und Unterscheidungen in bezug auf Kommunikation, ihre Verbreitung und ihre Verarbeitung hervorhebt – mit Folgen, die dann auch andere mittlerweile ›traditionellere‹ Medien betreffen.« (Esposito 1997: 61; vgl. zu den Folgen auf medienwissenschaftliche Begriffe auch überblicksartig Weischenberg 1998)

Im Klartext: Man könnte zu dem theoretischen Schluss kommen, dass Netzmedialität empirisch beweist, dass die Unterscheidung von Kommunikator und Rezipient ›falsch‹ sei. In einem zweiten Schritt könnte dieser Befund dann mit folgendem Argument überhöht werden: Netzmedialität als neuer Spezialfall zeige nur auf, dass die Unterscheidung von Kommunikator und Rezipient ›immer schon‹ falsch gewesen sei und empirisch niemals trennscharf beobachtbar gewesen wäre. Ein solcher Kategorienfehler sollte jedoch meines Erachtens vermieden werden.

Ideal wäre eine medienwissenschaftliche Präzision, die aus-

schließt, dass neue medientechnologische Entwicklungen zu den soeben skizzierten Begriffs-Verwirrungen führen. Dies führt wieder zu meiner präskriptiven Forderung vom Anfang dieses Kapitels: Eine ideale Theorie der Medien oder der Medialisierung müsste so gebaut sein, dass sie die Dynamik zukünftiger Entwicklungsoptionen immer mitinkliert. Sie müsste hochgradig situativ aktivierbar, graduallisierbar und dynamisierbar sein. Ein ideales Kommunikationsmodell würde etwa sowohl ›Kommunikator → Rezipient‹-Strukturen als auch ›Beteiligte ↔ Beteiligte‹-Strukturen berücksichtigen, sowohl Aus- als auch Entdifferenzierungen von Massenkommunikation und Individualkommunikation, sowohl Substitutions- als auch Komplementaritätseffekte usw. beobachten. Oder andersrum: Verschiedene Modelle würden ihre Gültigkeit behalten und je nach Beobachtungsfokus operationalisiert werden. Sowohl linearkausale als auch kreiskausale Modelle würden dann in einem Meta-Modell der kommunikativen Vielfalt gebündelt und je nach Empirie, d.h. Beobachtungsfall, aktiviert werden.

Ich hüte mich also hier vor der Behauptung, die neue Netzmedialität zeige, dass die bislang verwendeten Begriffe und Kategorien *in toto* ›falsch‹ seien. – Was aber dann?

FLUCHT AUS DER BELIEBIGKEIT?

Das Problem der Kontingenz und definitorischen Arbitrarität ihrer Basisbegriffe hatten die Medienwissenschaften (als Segment der Sozialwissenschaften) auch bereits ohne die Netzmedien. Ich erinnere nur kurz daran, dass es eine mittlerweile unüberschaubare Paradigmen- und Theorienvielfalt (von postmodernen bis zu ökonomischen Theorien, von feministischen Theorien bis zu Cultural Studies usw.) und eine ebenso unüberblickbare Menge an (meist zu theoretischen Strömungen gehörenden) Definitionen für Basisbegriffe wie ›Medien‹, ›Kommunikation‹ oder ›Kultur‹ gibt. (Wie bekannt, gibt es wiederum viele Bücher, die sich den 150 Definitionen von ›Kultur‹ oder ›Kommunikation‹ komparatistisch widmen und in Synthese oder Abkehr der bisherigen die 151. Definition aufstellen). Ebenso ist die Rede von den sog. ›Bindestrich-Gesellschaften‹ längst inflationär geworden,

mittlerweile kommt man auf über 50: Von der postindustriellen Gesellschaft zur polykontexturalen Gesellschaft, von der Multioptions- zur Erlebnisgesellschaft, von der Risk- zur Cyber-Society (und zurück). Die vielen proklamierten Wenden (vom *ethnographic turn* zum *pictorial turn*, vom *cultural* zum *cybernetic turn*, vom *linguistic* zum *medial turn* usw.) runden dieses Bild ab. In welcher Gesellschaft leben wir heute? In der Inszenierungsgesellschaft? In der virtuellen Gesellschaft? In welchem Zeitalter leben wir heute? In der Postmoderne (Lyotard)? In der CyberModerne (Faßler)? In der Zweiten Moderne (Beck, Giddens, Lash)? In der Neomodern (Weibel)? Welche Makro-Trends bestimmen die Evolution? Virtualisierung (Derealisierung) – oder nicht doch ihr Gegenteil, der »Return of the Real« (Foster)? Hybridisierung? Zunehmende Selbstreferenz – oder nicht doch ihr Gegenteil, wachsende Fremdreferenz? Finden vermehrt Aus- oder Entdifferenzierungsprozesse statt? Überwiegen hierarchische oder heterarchische Prozesse und Strukturen? All diese Fragen kann man durch Theorie-Entscheidungen, und das heißt letztlich immer: durch Sprachspiele, durch Ausweichen auf die Meta-Ebene, beantworten: Wir leben in der »polykontexturalen Weltgesellschaft«, in der Theorie fand und findet eine »autopoietische Wende« statt, die »autopoietischen« und »selbstreferenziellen Systeme« differenzieren sich »operativ geschlossen« aus, sagt etwa der Luhmannianer. Wir wissen dann viel über ihn, aber wenig über die Gesellschaft (in Abwandlung eines berühmten Zitats von Heinz von Foerster).

Man muss in der Kommunikationswissenschaft⁷ mit dieser Vielfalt und letztlich Kontingenz leben. Ideal wäre es jedoch, wenn man der Beliebigkeit entfliehen könnte (wie man daran immer scheitert, zeigt Mitterer 2001 auf). Ideal wäre ein theoretischer Zustand, in dem die Entscheidung, ob das Netz ein Medium ist oder nicht, eindeutig zu fällen wäre, so eindeutig wie die Frage in der Chemie, ob ein neues Element ein Element ist oder nicht (dies ist lediglich eine Analogie und soll nicht heißen, dass die Naturwissenschaften nicht vor dem Problem der Kontingenz stünden). Im Folgenden möchte ich mich dieser Frage widmen: *Ist das Netz ein Medium?* Wenn nein, was könnte es dann sein? Bloße Übertragungstechnik? Infrastruktur? (Oder noch weniger?) Wenn das Netz hingegen ein Medium ist: Welchen Charakter hat dieses Medium? Systemcharakter? Netz(werk)charakter?

All diese Fragen sind hier zu klären, um einen Beitrag zu einer Präzisierung der Disziplin zu leisten – dank der begrifflichen Konfusion, die die ›reale‹ Emergenz der Netzmedien (mit-)verursacht hat. Ich beginne also mit der scheinbar trivialen Frage, ob das Netz ein Medium ist. (Und ich blende aus, dass ›Ist‹-Fragen unter konstruktivistischer Sicht immer problematisch sind, aber im Folgenden widme ich mich genau jenem Problem, das man auch konstruktivistisch umschreiben könnte: Wer konstruiert warum, wie und wann das Netz als Medium, und wer konstruiert das Netz warum und wie nicht als Medium?)

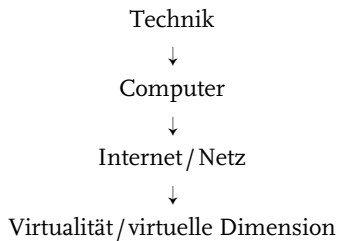
Und ebenso trivial ist: Bevor diese Frage beantwortet werden kann, müssen die Begriffe geklärt werden, die in ihr vorkommen: ›Netz‹ und ›Medium‹. Das ›Netz‹ wäre das Objekt der Beschreibung, das ›real Vorkommende‹, die ›empirische Realität‹ der Beobachtung und Beschreibung; das ›Medium‹ ein theoretischer Begriff (und vielleicht auch ein theoretisches Konzept). Unter ›Netz‹ verstehe ich *alle Kommunikationen, die technisch gesehen zumindest zwei dislozierte Computer (oder aber zumindest einen Computer und ein ›Empfangsgerät‹ wie Handy usw.) erfordern, die miteinander ver/gekoppelt sind, d.h. in einer technischen Verbindung stehen.*⁸ (Was ist Kommunikation? Der Austausch oder aber die Konstruktion von Information? Aber was ist dann Information? Ein Unterschied, eine – doppelte – Distinktion? Was aber ist ein Unterschied? – Man sieht, jede sozialwissenschaftliche Definition führt unendlich in die Vertikale, und irgendwo muss man aufhören. Dieses Problem ist auch in der Mathematik und Logik bekannt.) Unter ›Netz‹ verstehe ich also jede Kommunikation mit verkoppelten Computern, darunter fallen dann etwa *derzeit* Anwendungen wie E-Mail, das World-Wide-Web, Chats und Newsgroups (und wieder ist darauf hinzuweisen, dass dies die Anwendungen beim derzeitigen Stand der Dinge sind – eine Theorie der Netzmedialität sollte sich nicht auf diese beschränken). Bei aller Verkürzung, die ich hiermit vornehme, kann man sagen, dass das Netz als empirischer Referent das bezeichnet, was gemeinhin als *Internet* beschrieben wird: die Summe aller derzeit technisch möglichen und verfügbaren Anwendungen, bei denen mehrere Computer miteinander verkoppelt sind. Unabhängig von den begrifflichen Differenzierungen des Basisbe-

griffs ›Medium‹ finden wir also auch in der ›empirischen Realität‹ zumindest drei Ebenen:

- die Ebene der allgemeinen Technik
- die Ebene des spezifischen Geräts, d.h. des Computers
- die Ebene des Netzes oder des Internet

Und wieder könnte man differenziert fragen: Ist die Technik ein Medium? Ist jede Technik ein Medium, oder nur jene, die dem Informationstransport und somit der Kommunikation dient? Ist ein technisches Gerät wie etwa ein Handy oder ein Computer ein Medium? Genauer: Ist ein Computer eine (allopoietische) Maschine oder ein (autopoietisches) Medium (vgl. Esposito 1993)? Ist das Netz eine bloße kommunikative Infrastruktur oder ein Medium? Ist das Internet ein Medium?

Eine Verschränkung bzw. einen Stufenbau der Ebenen



hat Jokisch im Rahmen seiner Distinktionstheorie angedacht (wobei hier schon entschieden ist, dass sowohl der Computer als auch das Internet Medien sind):

»Die virtuelle Dimension emergiert auf der Basis des ›unspezifischen‹ Mediums ›Internet, welches seinerseits auf dem Medium ›Computer‹ aufsitzt«. Die Veränderungen, die die ›normalen‹ Dimensionen von Zeit, Raum, Sozialität und Sachlichkeit dadurch erfahren, daß die Gesellschaft sich nunmehr der Medien ›Computer‹ und ›Internet‹ bedient, lassen eben eine neue Dimension entstehen: Die Dimension des Virtuellen. Virtualität ist der ›Mehrwert, welcher durch eine bestimmte technische Effizienz einer neuen Technik produziert wird.« (Jokisch 1998: 312)

Und weiter bemerkt Jokisch:

»Die durch spezifische technische Effizienz erreichte Unspezifität der Medien ›Computers und ›Internet‹ hat der Gesellschaft eine neue Beobachtungsmodalität ermöglicht, die als Dimension des Virtuellen bezeichnet werden kann.« (ebd.: 317)

Ziel der folgenden Klärungen soll es sein, diese oben erwähnten Fragen trotz der schmidtschen Endgültigkeit der Vorläufigkeit in durchaus anmaßend wittgensteinschem Sinne endgültig zu klären.

Dazu bedarf es der Klärung der Kardinalfrage: Was aber ist nun ein ›Medium‹?

MEDIUM — WÖRTLICH GENOMMEN

Der Begriff ›Medium‹ verweist auf eine derartige Vielzahl an Konnotationen, dass von einer eindeutigen Definition im Sinne von ›Ein Medium ist jedes X, das die Eigenschaften Y und Z aufweist‹ (leider) zunächst Abstand genommen werden muss. Eine elementare Ebenen-Differenzierung ist notwendig: Ein Medium ist im Wortsinne (a) Mitte, (b) Mittel, (c) Vermittlung und /oder (d) Vermitteltes (in Abwandlung bzw. Erweiterung einer enorm erhellenden Definition des österreichischen Medienphilosophen Reinhard Margreiter, vgl. Margreiter 1999: 14f.).⁹ Das ›und/oder‹ verweist auf eine offene Frage: Muss ein Medium, um als Medium zu gelten, ›alles‹ sein – immer eine Mitte, ein Mittel, immer Vermittlung und Vermitteltes? Oder genügt nur *eine* Eigenschaft, damit ein Medium ein Medium ist? Eine deduktive Festlegung muss erfolgen: *Ein Medium muss Aspekte der Mitte, des Mittels, der Vermittlung und des Vermittelten enthalten*, um im medienwissenschaftlichen Sinn ein Medium zu sein. Ansonsten würden wir auch von symbolisch generalisierten Medien wie Macht oder Liebe sprechen, ansonsten wäre etwa auch das Messer als Mittel oder der Tisch als Mitte ein Medium.¹⁰ Dies würde letztlich zur schwammigen und analytisch leeren Feststellung führen, alles sei irgendwie ein Medium, in dem sich gewisse Formen bilden, die wieder zu Medien für Formen werden usw.

Die abstrakteste und eben auch generalisierendste Definition von ›Medium‹ liefert die soziologische Systemtheorie, indem sie die wahrnehmungpsychologische Unterscheidung von Ding und Medium

(von Fritz Heider) mit dem totalisierenden Begriff der Form aus der Differenzlogik George Spencer Browns verkoppelt: In der Sicht Niklas Luhmanns, Peter Fuchs' und Dirk Baeckers sind Medien Mengen lose gekoppelter Elemente, die sich zu Formen (= Mengen rigide gekoppelter Elemente) verdichten können, die ihrerseits zum Medium für neue Formbildung werden können bzw. sich selbst wieder de-formieren und zu Medien verflüssigen können. (Ein Medium wäre in diesem Sinne die Luft für die Form des Schalls [und der Schall das Medium für das gesprochene Wort], der Bewusstseinsstrom für die Form des konkreten Gedankens, der Sand für die Form des Fußabdrucks usw.). Medien sind flüssig, Formen ›Verdickungen‹. – Ich sehe offen gesagt kaum eine theoretische Ergiebigkeit und empirische Anwendbarkeit dieses Konzepts – außer, dass die oft zu starr gedachte System/Umwelt-Grenze korrodiert bzw. aufgeweicht wird und damit Systembildung zu Formbildung dynamisiert wird.

Eine andere Tradition, die ebenfalls an Luhmann gekoppelt ist und von Talcott Parsons stammt, definiert Medien als Konvertierungsinstanzen innerhalb der sozialen Systeme. Es handelt sich um die so genannten Erfolgsmedien, die die Annahme von Kommunikation in der Gesellschaft wahrscheinlich machen sollen. Luhmann nennt sie die »symbolisch generalisierten Kommunikationsmedien«. Diese Medien sozialer Systeme sind etwa Macht, Liebe, Glaube und Geld. Auch hiervon ist aus einem medienwissenschaftlichen Fokus nicht die Rede – wir überlassen diese Begrifflichkeit und diese Perspektive der Soziologie. Würden wir das nicht tun, wäre nicht mehr klar, wozu es eine Soziologie (Gesellschaftswissenschaft) und eine Medienwissenschaft gibt. Wenn gemäß Luhmann die Gesellschaft nur durch Kommunikationen konstituiert wird und alle sozialen Systeme Erfolgsmedien symbolisch generalisiert haben, dann fallen Medienwissenschaft, Kommunikationswissenschaft und Soziologie in einer ›Wissenschaft (von) der Gesellschaft‹ zusammen. Ich optiere hier, wie schon mehrfach erwähnt, für begriffliche Ausdifferenzierung und für disziplinäre Abgrenzung.

Der Weg zu einem genuin medienwissenschaftlichen Medienbegriff führt also über die dritte große Gruppe von gegenwärtig existierenden Medienkonzepten (nach Medien als Medium/Form-Unterscheidungen und Medien als Erfolgsmedien): Medien als *Verbrei-*

tungsmedien. Aber auch dieser Aspekt ist verkürzt, weil er zu sehr die (technische) Vermittlung bzw. Distribution betont. Unter Verbreitungsmedien fallen etwa bei Luhmann die Schrift, der Buchdruck und schließlich die elektronischen Medien. (Angemerkt sei, dass hier eine Unterscheidung zwischen Buchdruck als technologische Innovation bzw. bloße technische Infrastruktur und *dem* abstrakten Buch als Medium nicht vorgenommen wird.)

Ich halte hingegen an dem oben skizzierten vierfach aufgefächerten Medienbegriff fest: Medien als Mitte, Mittel, Vermittlung und Vermitteltes.

1. *Medium als Mitte*: Medium als Mitte meint die Topologie und Topographie des Mediums, seine Verortung im kartesischen Koordinatensystem von Raum und Zeit, insbesondere im Raum. Medium als Mitte ist also zumeist topologisch (örtlich) gemeint: Ein Medium ist *zwischen* einem Sender und einem Empfänger, zwischen zwei Kommunikanten etc. Es ist die Zwischenschaltung, man könnte auch sagen: das dritte Glied, die interferierende Variable zwischen A und A' oder A und B. Ein Medium ist in diesem Sinne, wie von den postmodernen Theoretikern und Endophysikern immer wieder betont wird, entweder eine *Schnittstelle* (auf deutsch blutig-hart konnotiert) oder ein *Interface* (auf englisch freundlich-zärtlich).¹¹ Der Begriff ›Schnittstelle‹ verweist wörtlich auf Topologie: auf die Stelle des Schnittes, den Ort der Zäsur, vielleicht auch: die Stelle der Transformation von A nach B. Die Schnittstelle als Ort des Eingriffs ist somit zum Beispiel die Benutzeroberfläche eines Bildschirms, die Tastatur eines Computers, die Mouse etc.¹² Der Begriff ›Interface‹ verweist auf das *Inter*, das (Da-)Zwischen zwischen *faces*, oder wie es spielerisch heißt: vom *face-to-face* zum *interface* (diese Denkbewegung stimmt freilich nur, wenn Sprache, Mimik und Gestik hier nicht als *interfaces* verstanden werden). – Ich fasse zusammen: Medium als Mitte bedeutet das Dazwischen, das In-Between, das dritte Glied, den Ort, die (Schnitt-)Stelle im Prozess der Kommunikation. Abstrakter betrachtet könnte Medium auch den Ort der Transformation, den Rand, die Grenze (etwa zwischen System und Umwelt) meinen, den Schied, die Barre. Bei Kommunikator/Rezipient ist das Medium also letztlich das »/« (im Sinne von Peter Fuchs, vgl. Fuchs 2001b: 14).¹³

2. *Medium als Mittel*: Während Medium als Mitte den topologischen Aspekt von Medialität bezeichnet, meint Medium als Mittel den techn(olog)ischen.¹⁴ Zahllose gutgemeinte Definitionen von ›Medium‹ beziehen sich entweder auf den topologischen *oder* auf den technologischen Aspekt. Es heißt dann etwa ›Medien sind Orte der Wirklichkeitskonstruktion‹ oder ›Medien sind technische Mittel und Träger der Kommunikation‹, ›Medien sind Kanäle der Information‹ usw.¹⁵ So schreibt etwa Peter M. Hejl:

»Media are means to store, transport and process representations of knowledge and of communicative events (thoughts, requests, indications, promises, evaluations etc.). A media system is therefore a socio-technical system that (1) produces, transports, and processes medial representations of knowledge and of communicative events and / or that (2) produces part of what it medially represents.« (Hejl 1998: 3)

Medien als technische Mittel der Wissensrepräsentation oder -konstruktion (bzw. der Wissensproduktion und -rezeption) – diese technische Definition der Medien ist weit verbreitet. Oft ist es nur ein kleiner Schritt von dieser eingeschränkten Definition zu der Annahme, dass die technologische Evolution letztlich ›eigensinnig‹ sei und die jeweils zur Verfügung stehenden technischen Speichermedien mehr oder weniger direkt die Verfasstheit der Menschen bestimmen. Eine derartige Sicht der Dinge führt zu einer der vielen Henne / Ei-Fragen der Medientheorie, die allesamt naiv-verkürzt sind:

- Bestimmt und formt die Medientechnik die Menschen, oder sind die Menschen Gestalter der Medientechnik?
- Steuert sich die (Medien-)Technik eigensinnig (eigenwertig?) selbst, oder ist sie nur Produkt anderer Systeme, etwa der Ökonomie oder des Militärs?
- Sind unsere Medientechnologien Externalisierungen unserer Nervensysteme (McLuhan-These), oder sind mittlerweile unsere Nervensysteme Externalisierungen der Medientechniken (Kroker-These)?

Das Verhältnis von Mensch und Medientechnik (zur Kritik der Henne / Ei-Fragen vgl. auch Winkler 1997) wird von Theorie zu Theorie unterschiedlich beantwortet – je nach Gewichtung der beiden Glieder der Unterscheidung. Friedrich Kittlers Untersuchungen zu den »Auf-

schreibesystemen« gehen von einer relativ starken Wirkung der Medientechnologien aus, Hartmut Winklers »Docuverse« schwächt dies etwas ab. Liberalistische und cyberoptimistische Theoretiker stellen den Menschen als Architekten der Medientechnologien in den Mittelpunkt und fokussieren Autonomie statt Heteronomie usw.

3. *Medium als Vermittlung*: Nach dem topologischen und dem technischen Aspekt soll nun der transzendente Aspekt von Medium diskutiert werden. Wenn wir von Medien als Vermittlungsinstanzen sprechen, so stellt sich sofort die Frage, ob mit dem Begriff ›Vermittlung‹ nicht zu sehr (relativ störungsfreie) *Übertragung* von Information von A zu B konnotiert ist. Aus konstruktivistischer Sicht wäre dann der Begriff des ›Mediums‹ als *Mittel der Vermittlung in der Mitte* eigentlich abzulehnen – und durch einen anderen zu ersetzen.¹⁶ Während Medium als Mitte den Ort der Transformation meint, bezeichnet Medium als Vermittlung also die Transformation(sregel) selbst. Man darf vermuten, dass diese Regel im Sinne Heinz von Foersters eine nicht-triviale Maschine ist. Mit anderen Worten: Die Input/Output-Transformation der Medien ist hochkomplex, analytisch unbestimmbar, und letztlich: kontingent.

4. *Medium als Vermitteltes*: Freilich kann Medium nicht nur den Ort der Transformation, die zugrundeliegende Technik oder die Transformationsregel bzw. den eigentlichen Transformationsprozess meinen, sondern auch die Inhalte dieser Transformation selbst, ihre Ergebnisse bzw. Produkte: also im konstruktivistischen Sprachduktus die Medienangebote, im semiotischen Sinne die Medientexte (= strukturierte Zeichenmengen).¹⁷ Das Vermittelte ist also der Inhalt, oder neudeutsch: der *Content*. Auch hier schließen sich Henne/Ei-Fragen an:

- Liegt Bedeutung in den Medienangeboten, oder wird sie nur vom Rezipienten (wenn ja, dann: vom Nutzer) konstruiert?
- Wird Bedeutung transportiert, oder entsteht sie immer wieder neu? Wenn nicht Bedeutung transportiert wird, was dann?

Ich denke, im Abschnitt »Medium als Vermitteltes« ist es unerlässlich, eine weitere wichtige Differenzierung einzuführen, nämlich die Frage nach dem ›Rohstoff‹, dem Letztelement bzw. der Einheit aller

Prozesse der Medialität. Wovon reden wir letztlich, von Daten, von Information, von Bedeutung, von Kommunikation oder von Wissen? Was wird letztlich topologisch, technologisch und transzendental transportiert – binäre Daten, Informationsquanten, semantische Bedeutungen, sinnvolles Wissen?

EINSCHUB: DIE TRIAS DATEN – INFORMATION – WISSEN

Betrachten wir zunächst die Trias Daten – Information – Wissen. Rainer Born (2000: 11f.) hat in einem noch unpublizierten Manuskript den Vorschlag gemacht, das Verhältnis »Daten : Information : Wissen« unter dem Blickwinkel des Verhältnisses von »Syntaktik : Semantik : Pragmatik« zu untersuchen.¹⁸ Dieser konstruktive Vorschlag kann m.E. höchst erhellend sein, was die begriffliche Unbestimmtheit von Daten, Information und Wissen anbelangt. Aussagen wie »Daten sind der Anti-Virus von Bedeutung« (Kroker/Weinstein 1997: 20), »Fetischisierung von Information« (Hartmann) oder »von der Informations- zur Wissensgesellschaft« werden somit analytisch präziser – oder auch entzaubert. Auszugehen ist idealerweise von einem distinktionslogischen Ansatz (Rodrigo Jokisch) in Erweiterung von differenztheoretischen Ansätzen im Sinne George Spencer Browns und Gregory Batesons.

- *Daten* meint also auf syntaktischer Ebene die Beziehung von (vorwiegend digitalen?) Zeichen untereinander. Ein Datum ist also eine Differenz (etwa 0/1), etwas, das zwei (oder auch mehr) Zustände annehmen kann. Daten sind das noch nicht Unterschiedene (Unterscheiden im Sinne Jokischs als Unterordnung), d.h. das, wofür man sich noch nicht entschieden hat.
- *Information* (zu neueren Interpretationen vgl. Gerbel/Weibel 1995) meint dann im Sinne Batesons und präzisiert durch Jokisch eine Differenz (ein Datum), die bei einem späteren (oder erneuten) kommunikativen Ereignis eine Unterscheidung erzeugt. Information meint also auf semantischer Ebene Bedeutung-für-jemanden, Informationen sind im Sinne S.J. Schmidts Kommunikate. Die Dimensionen Deutung, Bedeutung, Interpretation und Sinn kommen ins Spiel.

- Wird Information sozial verhandelt bzw. abgeglichen oder aber erlernt, so spricht man von *Wissen* (allgemein Rötzer 1999). (Freilich gibt es auch Definitionen, die Information von Bedeutung subtrahieren und Wissen als sinnvoll gedeutete Informationen interpretieren.) Wissen in seiner pragmatischen Dimension, als Verhältnis von Zeichen(vorrat) und Benutzer, kann auch als ›intellektuelles Kapital‹ definiert werden.

Zu den Begriffen ›Information‹ und ›Wissen‹ gehören die Gesellschaftssemantiken ›Informationsgesellschaft‹ (einführend Thiedeke 1997; Faßler 1997c) und ›Wissensgesellschaft‹ (aus systemtheoretischer Sicht vgl. Görke/Kollbeck 1999) sowie die ›Mittelstationen‹ ›Desinformationsgesellschaft‹ oder »Superinformationsgesellschaft« (so jüngst der Philosoph Hans Lenk). Irgendwo zwischen oder neben diesen Letztelementen der Kommunikation und Medialität steht der Begriff ›Content‹ – meint dieser nun eher Daten, eher Information oder eher Wissen? Oder schlichtweg Inhalt? Was ist die Content-Industry, was ist Web-Content? Ist Content der Überbegriff für Syntaktik (reine Daten), Semantik (Information inkl. Bedeutung) oder Pragmatik (Wissen des Benutzers) der Medienkommunikation? Und eine letzte Frage: Was kommt nach dem Übergang von der Informations- zur Wissensgesellschaft? Was kommt nach dem Wissen und wäre dann so etwas wie die ›höchste Form‹ intellektuellen Kapitals? Die Phantasie, die Idee, der Einfall, die Imagination, die Einbildungskraft, rationale und emotionale Intelligenz? – Doch kehren wir zurück zum Medien-Begriff.

Fassen wir nun die Punkte 1 bis 4 zusammen, so kann man folgende Definition von Medium anführen: *Ein Medium ist (topologisch) ein Ort (eine Mitte) der (transzendentalen) Vermittlung (Repräsentation vs. Konstruktion) von (textuell) Vermitteltem (in den semiologischen Hierarchiestufen Daten, Informationen, Wissen) auf Basis technischer Mittel (vom Buchdruck bis – derzeit – zum Computer).*

Daraus folgt, dass sowohl der Computer (als Ort und Technik) als auch das Internet (als Vermittlung und Vermitteltes), sowohl E-Mail als auch das World-Wide-Web Medien sind. Sie alle enthalten – in unterschiedlichen Gewichtungen – alle vier Aspekte des Medienbegriffs.

Diese Sichtweise ist nicht selbstverständlich. Es gibt Medienwissenschaftler, die Computer und Internet als ganz klare neue Medien behandeln – es gibt aber auch solche, die dies nicht tun. Ich möchte zuerst jene diskutieren, die behaupten, Computer und/oder Internet seien *keine Medien*. Es finden sich zunächst Einwände von substantialistischen Vertretern, die jedoch m. E. philosophisch kaum noch haltbar sind: Binkley (1989: 224) etwa behauptet, »daß der Computer kein Medium ist, weil der ›Stoff‹, mit dem der Computer arbeitet, überhaupt kein Stoff ist, sondern eine Vorstellung. Es [das Geschehen am Computer, S.W.] hat keine Materie, in der eine Botschaft verkörpert werden könnte wie bei einem Medium wie Malerei oder Photographie«. Oft heißt es dann, der Computer sei ein bloßes Werkzeug, ein *tool*, ein Artefakt, ein Gegenstand, eine Maschine – oder nicht einmal das. Internet wäre dann wohl in Fortschreibung dieses Ansatzes lediglich eine mögliche Anwendung dieses *tools* – neben Word, SPSS u. a. Dass eine derartige naiv-materialistische Sichtweise medienwissenschaftlich unhaltbar ist, versteht sich von selbst. Gerade eine Engführung des Medienbegriffs (siehe oben, also die Exklusion von allgemeinen Medien/ Formen und symbolisch generalisierten Kommunikationsmedien) erlaubt es doch, die Archäologie der Medien von der Schrift über den Buchdruck, vom Telegraphen bis zu den audiovisuellen Medien, vom Computer bis zu den Netzmedien zu beobachten. Aber auch Medienwissenschaftler selbst (und nicht nur fachexterne Philosophen) neigen mitunter zu der Ansicht, Computer, Internet und WWW seien keine Medien, sondern kommunikative Infrastrukturen (vgl. etwa Burkart 1999: 63). Das Argument lautet wie folgt: Der Begriff ›Medium‹ ist aus der Nutzerperspektive, aus dem sozialen Kontext und Gebrauch heraus zu definieren und nicht aus den technisch möglichen Nutzungsoptionen. So gibt es etwa die Druckindustrie (diese sei kein Medium) und die auf ihr aufbauende Printkommunikation, -kultur und -medialität. Analog dazu gebe es die Computerindustrie (diese selbst ist kein Medium, sondern technologische Infrastruktur), und eine vielleicht im Entstehen befindliche Computer- und Netzkommunikation, -kultur und -medialität. – Freilich habe ich hier versucht, mit der oben diskutierten Ausdifferenzierung des Medienbegriffs dieses argumentative Ausspielen von technischem Infrastruktur- und sozialem Medien-Begriff zu überwinden. Medien ›sind‹,

wenn man das einmal so ontologisierend sagen darf, sowohl technisch als auch sozial, sowohl Produktion als auch Gebrauch, sowohl material-objekthafte Artefakte als auch soziokulturell konstruierte Zuschreibungen. Die dualistisch geführte Debatte Medientechnik versus Mediengebrauch erinnert etwa auch an die ewigen Debatten um Akteurs- oder Systemorientierung, um System- oder Kulturorientierung usw. innerhalb des Fachbereichs – allesamt Grabenkämpfe, die durch konsequente Empirisierung, Gradualisierung und Situativität überwunden werden könnten. Interessant ist, dass beide Positionen – das Internet als Medium und das Internet als kein Medium – in kommunikationswissenschaftlichen Texten immer wieder stillschweigend vorausgesetzt werden. So beginnt etwa Hejl seine Ausführungen mit dem Satz: »The Internet is a medium that gives access to an unknown amount and quality of knowledge.« (Hejl 1998: 1) Schön wäre es – auch für eine *soft science* –, wenn sich die Debatte klar entscheiden ließe: Das Internet ist ein neues Medium – punktum. Aber da im Fach beide Positionen vertreten werden (und freilich auch eine dritte, der diese Frage zu akademisch ist), erschien mir diese Abklärung wichtig. In Klaus Mertens bekannter Graphik zur »Evolution der Kommunikation« (die eigentlich »Evolution der Kommunikationsmedien« heißen müsste) finden sich folgende Medien aufgelistet: Zeitung, Telegraph, Telefon, Film, Radio, Fernsehen, Tonband, Satelliten-TV, Fax, Btx, PC, CD und – als jüngstes Medium – WWW (vgl. Merten 1999: 21). Die Aufzählung erscheint jedoch höchst arbiträr: Warum die Zeitung, aber nicht das Buch? Wenn die Zeitung, dann auch die Zeitschrift? Wo ist überhaupt die Schrift als Beginn der medialen Evolution? Warum wurde ein Medium wie Btx, das sich nicht durchgesetzt hat, in die Evolutionsachse aufgenommen? Warum die CD, aber nicht die CD-ROM? Was ist mit der DVD? Warum WWW, aber nicht E-Mail? Warum das WWW als Anwendung des PC, aber sonst keine weiteren Anwendungen anderer Medien (warum nicht zumindest Internet statt WWW)? Warum nicht der Videorecorder als Individualisierungstechnologie des Fernsehens, warum nicht das Handy als Individualisierungs- und Mobilisierungsapparat des Telefons?

Das Problem liegt immer wieder daran, dass der Medienbegriff zu wenig trennscharf abgrenzbar ist. Neben der hier vorgeschlagenen Differenzierung (in Mitte, Mittel, Vermittlung und Vermitteltes) kann

man des Weiteren in Mediensysteme, Medienorganisationen, Medienakteure und Medienaussagen differenzieren (etwa Luhmann und Weischenberg), in ein technisches System der Medien und ein Sinnssystem der Medien (etwa Görke und Kohring) usw. Die Identifizierung eines ›neuen Mediums‹ wird damit aber nicht leichter. Ist nun jede neue Handy-Generation schon wieder ein neues Medium? Ist ein Book-on-Demand, ein E-Book ein neues Medium? Vielleicht hilft folgende Definition: Sobald sich mindestens *ein* Aspekt (Mitte, Mittel oder Vermittlung; die Inhaltsebene wird hier ausgeklammert) nachhaltig verändert, kann man von einem neuen Medium sprechen. – Oder ist die Rede von den ›neuen Medien‹ am Ende überhaupt überholt?¹⁹

Vielleicht ist es hilfreich, den Differenzierungsvorschlag von Jokisch (1998) ernst zu nehmen: Der Computer, seine Anwendung Internet und auch dessen populärster ›Spezialfall‹ WWW sind Medien, und auch, wenn man will, neue Medien, wobei die Semantik des Neuen klarerweise immer ein rasches Verfallsdatum hat. Die Technik (etwa die Telekommunikation, die Digitalität usw.) ist die unterste Analyseebene, die Technik (gegenständlich-materiell gedacht oder abstrakt als Zweck/Mittel-Relation) bringt Atombomben, Autos und eben auch Computer hervor (mit anderen Worten: nicht alles, was die Technik hervorbringt, sind Medien, nicht jede Technologie ist klarerweise Medientechnologie oder auch nur Teletechnologie – auch das wird ja immer wieder verkürzt). Das Medium Computer ermöglichte das Medium Internet (und damit das Medium WWW), und dadurch entsteht (nicht-gegenständlich, soziokulturell-kontextuell betrachtet) die Dimension der Virtualität. Dabei kann das Internet topisch als »ortloser Ort«, die virtuelle Dimension topographisch als »raumloser Raum« verortet werden (vgl. Jokisch 1998).

Mit dem Basisbegriff ›Medium‹ sind zumindest zwei weitere Begriffe verwandt, nämlich ›Medialität‹ und ›Medialisierung‹ bzw. ›Mediatisierung‹ (die beiden Letzteren verwende ich synonym). Dabei soll *Medialität* synchron den Zustand einer bestimmten Mediennutzung bezeichnen, die mediale ›Verfasstheit‹ einer bestimmten fokussierten sozialen Einheit (von Akteuren, Gruppen, Organisationen, Gesellschaftssystemen), *Medialisierung* diachron eine Transformation von der Medialität A zur Medialität B, wobei Medialisierung immer eine

quantitative und/oder qualitative Zunahme des Mediengebrauchs postuliert. ›Medialisierung‹ ist also eine ›Trend-Hypothese‹ des steigenden Mediengebrauchs einer sozialen Einheit. Medialisierung ist somit im hier verstandenen Sinne ein empirisches, graduelles Konzept und kein epistemologisches Apriori, kein ›Immer-schon‹ nach dem Motto: Alle Erkenntnis ist medialisierte Erkenntnis, nichts geschieht ohne Medialisierung etc. Man liest zwar immer wieder, dass die heutige Medialisierung (= die zunehmende Durchdringung sozialer Einheiten durch Medien) nur darauf hinweise, dass wir – die Menschen – schon immer medialisiert hätten und worden wären.²⁰ Aber dann ist eben zuerst Medialisierung als Trend-Hypothese verstanden und dann als epistemologische All-Aussage. Beide Konzepte sind m. E. immer strikt zu trennen. Dieses Problem betrifft im Übrigen fast alle ›-Isierungs‹-Konzepte und ihnen oft folgenden ›Immer-schon‹-Aussagen: Derealisation, Virtualisierung, Entmaterialisierung, Entsubstantialisierung usw. – Entweder, wir behaupten, die reale Welt sei ›immer schon eine virtuelle‹ gewesen (nur würde uns das erst heute durch die virtuellen Medien bewusst), oder aber wir behaupten, die Virtualisierung der realen Welt (oder auch: die Realisierung der virtuellen Welt) nehme zu. Ein möglicher dritter Weg könnte in Synthese beider Denkbewegungen so aussehen: Unsere Welt war *immer schon immer mehr* virtualisiert. Aber der logische Spagat zwischen einem binären Konzept von Virtualität (ja oder nein) und einem graduellen (mehr oder weniger) ist nicht gerade einfach.

Und doch wäre es semantisch einfach, das Problem eindeutig zu lösen:

- *Medialität* könnte den zeitunabhängigen, epistemologisch vorausgesetzten oder theoretisch postulierten Zustand des Mediengebrauchs meinen, *Medialisierung* eine zeitrelative, empirisch beobachtbare Trend-Hypothese (siehe auch oben).
- *Virtualität* könnte den zeitunabhängigen, immer schon theoretisch postulierten Zustand der Virtualität von Welterfahrung meinen, *Virtualisierung*²¹ einen (medien-)wissenschaftlich beobachtbaren empirischen Trend (analog dazu: [De-]Materialität versus [De-]Materialisierung, [De-]Realität versus [De-]Realisierung usw.).
- *Konstruktion* könnte analog das theoretisch deduzierte und/oder (neuro-)biologisch unterfütterte ›Immer-schon‹ der Konstruk-

tionsleistungen bezeichnen, *Konstruktivität* einen Trend zu ›Mehr‹ auf einer Skala von Konstruktionsgraden.

Medialitätstheoretiker werden eher dazu neigen, unter Medien nicht nur organisierte Medieninstitutionen und material-objekthafte Medientechniken, sondern auch »semiotische Kommunikationsinstrumente« jedweder Art im Sinne S.J. Schmidts zu verstehen, also auch verbale Kommunikationsmittel (Sprache) und non-verbale Kommunikationsmittel (Mimik, Gestik, vestimentäre Kommunikation). Ist Sprache ein Medium? Sind Zeichen Medien? Sind Symbole Medien? Sind Bilder Medien? Um den Medienbegriff nicht weiter zu verwässern (›Alles ist letztlich ein Medium, sogar wir selbst sind Medien‹ etc.²²), finde ich es sinnvoll, von einem Medium erst ab der Schrift (im Sinne der evolutionären Entwicklung) zu sprechen.

Ist die (begründete) Theorie-Entscheidung einmal gefallen, das Netz als Medium zu begreifen, so schließen sich daran weitere Fragen an: Ist das Netz ein Individualmedium? Ist es auf dem Weg zu einem Massenmedium (vgl. Bornmann 1997 für das WWW)? Ist das Netz bereits ein Massenmedium? Oder ist es etwas anderes, etwas Drittes? Es macht theoretisch Sinn, von der Vorstellung auszugehen, dass wir es immer mehr mit *MassenIndividualMedien* zu tun haben (ein Begriff von Manfred Faßler): Medien werden massenhaft individualisiert. Jede/r hat sein/ihr eigenes individuell abgestimmtes Medium. Ein Beispiel: Alle benutzen (über verschiedene Browser, Provider, Geräte etc.) dasselbe ›Netz‹, aber jede/r hat seine/ihre eigenen Web-Bookmarks, subskribierten Mailinglisten, vielleicht auch intelligente Agenten, Portal-Zugangsberechtigungen usw. (Ein konstruktivistischer Rezeptionsforscher würde sagen: Alle lesen dieselbe ›Bild‹ – als Materialität –, aber jeder Rezipient konstruiert sich seine eigene ›Bild‹ im Kopf. Dieser Prozess findet nunmehr eine Abstraktionsebene tiefer statt.) Zusammenfassend lässt sich sagen, dass das Netz ein Medium ist, genauer: ein *MassenIndividualMedium*, und vielleicht: ein *Makro-medium* (vgl. Faßler 1999a).²³

Ich fasse zusammen: Rede ich im Folgenden von *dem* Netz (und solche Verkürzungen sind diskursiv unvermeidlich), so meine ich damit immer generell, aber in situativ unterschiedlicher Gewichtung:

- das Netz als technische Infrastruktur (Mittelaspekt),
- das Netz als topischen Ort (Aspekt der Mitte),
- das Netz als Transportweg/Kanal (Vermittlungsaspekt: Übertragung versus Konstruktion).

Diese Differenzierung betrifft bislang nur das Netz als Medium bzw. Netzmedien. Reden wir allgemein vom Netz, so meinen wir nicht nur

- Netzmedien, sondern auch
- Netzkommunikation(en),
- Netzgemeinschaft(en) vs. Netzgesellschaft(en?) / Netzsozietäres vs. Netzsozialität(en),
- Netzkultur(en) sowie letztlich
- Netzwirklichkeit(en), -realität(en) und -welt(en).

DIE WEITEREN NETZKOMPOSITA

Alle bisherigen Ausführungen betrafen den Medienbegriff und damit das Konzept Netzmedium bzw. Netzmedien. Nunmehr werden darüber hinaus die Konzepte Netzkommunikation(en), Netzkultur(en) und Netzwirklichkeit(en) im Kontext des neueren Konstruktivismus von Siegfried J. Schmidt diskutiert.

Im Konstruktivismus Schmidts (zum grundsätzlichen Entwurf vgl. Schmidt [S.J.] 2000c; zum epistemologischen Fundament Schmidt [S.J.] 2000a und 2000b) gibt es vier ›Größen‹ bzw. Faktoren, die Wirklichkeitskonstruktionen und damit die Emergenz von Realität steuern: Kognition, Kommunikation, Medien und Kultur. Das Netz betrifft zumindest drei dieser vier Größen: Netzkommunikation, Netzmedien und Netzkultur führen zu veränderten Modi der Wirklichkeitskonstruktion und damit zu veränderten Realitäten. (Ich wiederhole noch einmal, dass die bisherige Ausdifferenzierung von Mitte, Mittel, Vermittlung usw. nur den Medienbegriff betroffen hat – und damit nur eine der vier Säulen der Wirklichkeitskonstruktion.)

Reden wir vom Netz, so reden wir oft implizit nicht nur von Netzmedien, sondern auch von Netzkommunikation, vielleicht von Netzkultur (und eventuell von Netzkunst) und letztendlich u. U. auch von Netzbewusstsein oder Netzkognition.

Im schmidtschen Konstruktivismus emergiert Wirklichkeit, in-

dem die ›kategorial‹ getrennten Bereiche *Kognition* (die ›Black Box‹ unserer kognitiv abgeschlossenen Innenwelt, also Denken, Fühlen, Imaginieren, Wahr-/Falschnehmen) und *Kommunikation* (also die ›White Box‹ sozialer Verständigung, sozialer Orientierung und sozialer Koordination) permanent über *Medien* und *Kultur* gekoppelt werden. Mit anderen Worten: Kognitives wird in Soziales, auch Individuelles in Gesellschaftliches dadurch überführt, dass Medien und Kultur ›Übersetzungsdienste‹ anbieten. Nun macht es m.E. nicht nur Sinn, dieses Modell etwa nach konkreten Kulturen (Wissenschaftskultur, Sportkultur, kulturelle Rituale usw.) ›herunterzubrechen‹, sondern auch nach (Einzel-)Medienkulturen. Die Rede wäre dann von einer Print(medien)kultur, von einer Fernsehkultur, von einer Radiokultur, von einer Netzkultur – aber auch analog von Printkommunikation, Fernsehkommunikation, Radiokommunikation, Netzkommunikation.

1. *Netzkommunikation*: Ist hier die Rede von Netzkommunikation, so sind damit die Modi und Stile der Verständigung (= der Produktion von Konsens oder Dissens) und der sozialen Koordinierung in einer sozialen Einheit gemeint, die Netzmedien benützt (zum systemtheoretisch-konstruktivistischen Kommunikationsbegriff allgemein vgl. Faßler 1997b). Netzkommunikation meint Verfahren und Routinen des netzbasierten Mediengebrauchs und -einsatzes in soziokulturellen Kontexten. Netzkommunikation könnte freilich erneut anwendungsorientiert ausdifferenziert werden nach Kommunikation im WWW, Mailkommunikation, Kommunikation in Chats (›Cybertalk‹), Kommunikation in Newsgroups und Kommunikation in virtuellen Gruppen. Wie sich die Modi der Kommunikation durch Netzmedien verändern, ist seit Jahren ein beliebter Forschungsgegenstand. Die Forschung konzentriert sich etwa auf

- neuartige *Selektoren* auf Seiten der Angebote (Suchmaschinen, Metasuchmaschinen, Begriffssuche in Archiven usw.) und auf Seiten der Rezeption (Filter usw.),
- neuartige Möglichkeiten der *Individualisierung* von Information und Wissen (Bookmarks, intelligente Agenten, Portale usw.),
- Wort/Bild-Anteile von Netzkommunikation: Ist Netzkommunikation eher wortorientiert (auch im Sinne einer Rückkehr zur Oralität) oder eher bildorientiert? Überwiegt Textlichkeit oder Bildlich-

keit (zur Bild/Abbild-Problematik im Kontext neuer Medien vgl. Faßler 2000), oder ist diese Frage angesichts der hypermedialen Verflechtungen und Text/Bild-Integrationen gar nicht mehr eindeutig zu beantworten bzw. nur noch höchst situativ und einzelfallorientiert zu untersuchen (›Wird in der Newsgroup alt.xy mehr gelesen oder werden mehr Bilder geguckt?‹)?

- Verwendung *neuer Kommunikationsstile und -symbole* in der Netzkommunikation, wie etwa von Emoticons (;-) etc.) oder angloamerikanischen Abkürzungen (›cu«, »asap« etc.).

2. *Netzgemeinschaft versus Netzgesellschaft*: Die klassische soziologische Unterscheidung von Gemeinschaft und Gesellschaft lässt sich auch sinnvoll auf die sozialen Ordnungsprozesse übertragen, die durch Netzmedialität (bzw. genauer: Netzmedialisierung) ausgelöst wurden. Netzkommunikation impliziert Individualisierungs- wie auch Generalisierungstendenzen (ähnlich, wie das Netzmedium als MassenIndividualMedium zu konzipieren ist). Die Unterscheidungen von Masse und Individuum, von Gesellschaft und Gemeinschaft, von Generalisierung und Spezialisierung bzw. Individualisierung (aus systemtheoretischer Perspektive Esposito 1995 und 1997) werden zwar nicht aufgelöst, sind aber in diesem neuen Rahmen nicht-antagonistisch bzw. non-dualistisch zu denken: Das Netz schafft themenspezifische, auch subkulturelle und minoritäre Gemeinschaften (Atomisierungs-/Individualisierungsaspekt), dies aber potenziell in der ganzen Welt (Generalisierungs- bzw. Vergesellschaftungsaspekt). Es kommt zur Bildung von zahllosen neuen sozialen Mikro-Clustern, die sich um hochspezifische Themen, Interessen, Neigungen und auch Devianzen jedweder Art gruppieren, und dies geschieht (freilich immer unter Berücksichtigung des Nord/Süd-Gefälles wie auch der Wissenskluft-Tendenzen, siehe Digital-Divide-Debatte) weltweit. Noch nie zuvor erlaubte es ein Medium, dass sich weltweit die Anhänger von extrem behaarten weiblichen Oberschenkeln oder von der Industrial-Gruppe »Hirsche nicht aufs Sofa« informationell austauschen können. Zahllose empirische Untersuchungen konzentrieren sich auf diese neuartige Bildung von Sozialität: Die neuen Netz-Communities werden allgemein als »virtuelle Gemeinschaft« (Rheingold 1994) oder – vor allem dann, wenn es um die Beobachtung von textbasierten Multi-User-Communities geht

– als »virtuelle Gruppen« bezeichnet (siehe die Forschungsarbeiten von U. Thiedeke, G. Götzbrucker u. a.). Manfred Faßler hat vorgeschlagen, die durch Netzwerke konstituierten sozialen Beziehungen in Anlehnung an McLuhans Unterscheidung von »heißen« und »kalten« Medien und an die Differenz von Sozialem und Sozietärem als »kühle Sozietäten« zu bezeichnen (Faßler 1999b). Die virtuelle Nähe virtueller Gemeinschaften korrespondiert dabei zumeist mit geographisch-materieller Distanz (Faßler hat hierfür den paradox anmutenden Begriff der »Fernanwesenheit«²⁴ vorgeschlagen). Alle Intimität und Nähe im Netz unterliegt letztlich dem Fake- bzw. Konstruktionsverdacht: ›Lisa‹ kann Gerlinde sein oder eben auch ein Mann ...

Wenn Netzgemeinschaft die Bildung virtueller sozialer Einheiten durch Netzmedialisierung meint, was wäre dann Netzgesellschaft? Ein ganzes Gesellschaftssystem, das durch das Netz (system-)integriert wird? Wie schon erwähnt, sollte mit den so genannten Bindestrich-Gesellschafts-Semantiken – Netzgesellschaft, CyberSociety (Jones 1997), virtuelle Gesellschaft (Bühl 1997) u. a. – vorsichtig umgegangen werden, da sie hochselektiv verkürzen und immer viele andere Makro-Trends ausblenden.

Werden Netzgemeinschaften bzw. Netzsozietäten empirisch beobachtet, so ist es m. E. anzuraten, im Theorie-Apriori weder von reinen Ausdifferenzierungs- noch von reinen Entdifferenzierungs-Dynamiken auszugehen. Auch hier wäre eine ›dialektische‹ bzw. kreativ-paradoxe Sichtweise vermutlich zielführender. Dies würde auch bedeuten, sowohl Autopoietisierungs- als auch Allo- und Heteropoietisierungstendenzen zu untersuchen.

3. *Netzkultur*: Netzkultur (siehe auch Rötzer 1998a) meint im Sinne des Kulturbegriffs von S.J. Schmidt stabilisierte Verhaltensprogramme einer mit Netzmedien kommunizierenden sozialen Einheit (etwa: einer virtuellen Gruppe). Nach ›Netzmedien‹, ›Netzkommunikation‹ und (der aus Kommunikation emergierenden) ›Netzgemeinschaft‹ reicht also das Konzept ›Netzkultur‹ in die nächsthöhere Abstraktionsstufe. Die Beantwortung der Frage, ob es überhaupt eine Netzkultur ›gibt‹ bzw. wie viele Netzkulturen beobachtbar sind, richtet sich freilich nach dem ihr zugrundeliegenden Verständnis des Begriffs ›Kultur‹. Begriffe machen nur Sinn, wenn sie theoretisch ausdifferen-

zierbar *und* empirisch operationalisierbar sind. Diese ›Dialektik‹ von Theorie und Empirie kann bedeuten, dass vormalis theoretisch bzw. unterscheidungslogisch ausdifferenzierte Begriffe in der Empirie eine Entdifferenzierung erfahren, was wiederum dazu führen kann, neue Hybridbegriffe einzuführen. Ein Beispiel: Im Konstruktivismus S.J. Schmidts ist man bemüht, die Begriffe Medien und Kultur zu trennen. Im Zuge der oben beschriebenen Medialisierungstendenzen wird jedoch unsere Kultur immer mehr zu einer Medienkultur. Da Netzmedien zu einem quantitativ immer bedeutenderen Mediensegment werden, liegt die Rede von Netzkultur auf der Hand.

Kultur meint bei Schmidt wie erwähnt ein Programm, eine Verhaltensanleitung für die Interpretation eines Wirklichkeitsmodells unserer Gesellschaft. Unser Wirklichkeitsmodell ist, wie Schmidt immer wieder betont, dichotomisch aufgebaut auf wahr/falsch, real/irreal, wirklich/fiktiv usw. Theoretisch wie empirisch plausibel erscheint die Beobachtung, dass die ökonomisierten Massenmedien diese dichotomische Wirklichkeitskonstruktion zunehmend mit ›dritten Werten‹ überlagern (wie Unterhaltung, emotionale Erregung, Spannung, ›Kommunikationsqualitäten‹ im Sinne P.M. Spangenberg). Was geschieht nun aber durch die Netzmedien in der Netzkultur? Völlig verfehlt und entweder auf Unkenntnis des Mediums oder blindem Kulturpessimismus beruhend erscheint es, das Internet als »das ultimative Unterhaltungsmedium der Zukunft« (Renger 1999: 306) oder als »gigantische elektronische Gerüchteküche« (Liessmann 2001: 25) zu bezeichnen.

Was geschieht nun aber mit den Dualismen in der Netzkultur? Manfred Faßler und ich haben für das netzkulturelle Wirklichkeitsmodell und -verständnis den Begriff *Cyberpoiesis* vorgeschlagen (siehe <http://www.cyberpoiesis.net/>).²⁵ In Fortführung der Begriffe *Auto-poiesis*, »poietisches Zeitalter« (Kurthen 1998), »mediale Poiesis« (Faßler 1999d) und »Medienpoiesis« (Schmidt [S.J.] 1999) meint »Cyberpoiesis« die aktive (Re-)Produktion und Konstruktion von Informationen, Wissen und Identitäten in Cybermedien (d.h. in cybernetischen medialen Räumen [Mitten], mit Hilfe cyber-netischer medialer Techniken [Mitteln]). *Cyberpoiesis* als netzkulturelle Kondition versteht sich eher als Bündelung von Fragen denn als konkrete Antworten:

- Werden Wahrheit und Falschheit im Netz bedeutungsvoller oder weniger wichtig?
- Wie finden Authentizitäts- und Referenztests in Netzmedien statt?
- Ist das Wirklichkeitsmodell der Netzkultur(en) monistisch, dualistisch, triadisch, tetradisch oder von noch höherer Ordnung?
- Wandelt sich die Beobachtung von Beobachtung (die Kybernetik zweiter Ordnung) in eine Kybernetik dritter, vierter oder n-ter Ordnung?

Cyberpoiesis meint zunächst einfach neutralistisch, dass Informationen, Wissen und Identitäten zunehmend über Netzmedien hergestellt (cyberreproduziert) werden. Damit findet eine Transformation unserer Kultur(en) statt – die Richtung dieser ist aber empirisch weitgehend offen. Sie wird auch davon abhängen, inwieweit andere soziale Systeme in der nächsten Zeit das Internet zu steuern vermögen. Wird es vermehrt zu Interpenetrationen mit der Ökonomie kommen, werden Public-Access-Initiativen überleben etc.?

Netztheorien sind derzeit, so scheint es, auf der Suche nach geeigneten Begriffen für die netzkulturelle Befindlichkeit. Als weiterer Begriff neben *Cyberpoiesis* bietet sich *Intertwinedness* an (vgl. Schneebauer/Jahrmann 2000), ein Begriff, der auf den Zustand der Verflochtenheit rekurriert. Ich komme darauf im Kapitel über Netze und Netzwerke zurück. Bleiben wir im Moment beim Begriff *Cyberpoiesis*.

Man könnte mutmaßen, die – immer gilt: *so far!* – wichtigste kulturelle Leistung der Netzmedien liegt in der Möglichkeit zur Konstruktion von Wirklichkeit *jenseits* klassischer Selektions- und Konstruktionsregeln der Massenmedien. Die aktivistische Sichtweise, die die Wortschöpfung *Cyberpoiesis* nahelegt, ist also erneut kein erkenntnistheoretisches Apriori, sondern verweist auf die gestiegene Möglichkeit des »Construct Yourself« (P. Weibel) in Cyber- und Netzmedien. *Cyberpoiesis* bezieht sich darauf, wie simpel es geworden ist, sich in Newsgroups oder Mailinglisten selbst darzustellen bzw. seinen virtuellen Stellvertreter (Avatar) textuell oder bildlich aufzubauen; sich selbst bzw. die gewünschten Informationen über sich selbst auf einer eigenen Homepage zu präsentieren; Informationen »viral« zu verbreiten oder aber auch die ganze Welt mit echten Viren zu verunsichern. *Cyberpoiesis* unterscheidet sich von klassi-

scher Medienpoiesis dadurch, dass die Schleusenwärter der traditionellen Massenmedien tendenziell umgangen werden können.²⁶

Netzkunst (vgl. Gsöllpointner/Hentschläger 1999) wäre schließlich als Teilbereich der Netzkultur zu verstehen. Netzkunst ist Kunst im Netz und/oder über das Netz, also auch in den meisten Fällen selbstthematizierende, autologische Kunst (zum Kunstbegriff im Lichte aktueller antirealistischer Theorien vgl. Weber 1999). Im Spannungsfeld von Cyberpoiesis und Cyberpoesie, von emanzipatorischer, repolitizierender oder subversiver Agitation(skunst) hier (Sassen 1997) und der Ästhetizierung computertechnischer Möglichkeiten der Textlichkeit und der Visualisierung dort deckt Netzkunst bzw. Cyber-Art ein breites Spektrum ab, das für immer mehr Künstler zum primären zukünftigen Betätigungsfeld zu werden scheint.²⁷

Exkurs: Bislang wurde versucht, Netzmedien, Netzkommunikation und Netzkultur (sowie ihr Subsystem bzw. Feld Netzkunst) begrifflich mit Hilfe des schmidtschen Modells auszudifferenzieren. Ich denke, dass bereits mit dieser ›Begriffstrias‹ ein ordnungstheoretischer Fortschritt erreicht wurde und einige Zuordnungsschwierigkeiten, wie sie in den Diskussionen der vergangenen Jahre bei Burkart, Krämer, Seel u. a. aufgetreten sind, beseitigt werden können. Womit untersuchen wir das breite Feld der technischen Infrastruktur medialer Dispositive? Mit dem Begriff der ›Medien‹, und die dazugehörige Disziplin wäre *Media Studies*. Freilich klingt diese Behauptung auf den ersten Blick tautologisch: *Media Studies* untersuchen Medien mit dem Begriff ›Medien‹? Doch nur allzu oft wurde in den vergangenen Jahren gefordert, ›die Medien im Lichte der Cultural Studies zu untersuchen‹. Was sollte dies bedeuten? Soll die soziale Aneignung von Medienangeboten, der kontextuelle Mediengebrauch in spezifischen sozialen Kontexten, Interpretationsgemeinschaften etc. untersucht werden, so geht es eben um Kultur, genauer: um Medienkultur. Die Zuständigkeitsbereiche scheinen klar, wenn man das schmidtsche Modell weiterdenkt:

- Für Kognition sind *Cognitive Science* und Medienpsychologie ›ressortzuständig‹.
- Für Medien *Media Studies*, wobei unter diesen Oberbegriff eben alle Medientheorien (von medienphilosophischer bis zu medien-

technologischer Provenienz) fallen würden sowie konkrete Untersuchungen zur Evolution der Medien und zu medialen Apparaturen.

- Für Kultur *Cultural Studies*, genauer: *Mediacultural Studies*, wenn es um Medienkultur, d.h. kulturelle Praxen der Mediennutzung und des Mediengebrauchs geht.
- Für Kommunikation *Communication Research*, d.h. die klassische Kommunikationswissenschaft.

Das schmidtsche Modell erlaubt also eine Zuordnung der Disziplinen Medienwissenschaft, Kommunikationswissenschaft, Kulturwissenschaft(en) und Kognitionswissenschaft(en) zu Begriffen, Konzepten, Definitionen und mit diesen fokussierten ›Objektbereichen‹. Mit dieser Zuordnung soll nicht gesagt werden, dass sich technische Medialität (Media Studies) voll und ganz losgelöst von soziokulturellem Mediengebrauch (Cultural Studies bzw. *Mediacultural Studies*) denken ließe. Die Trennung hat zunächst rein analytischen Gehalt, widerspricht aber bewusst der vielfach gehörten, inflationären Behauptung, alles sei soziokulturell konditioniert und konstruiert, also auch die (Medien-)Technik. Mit diesen Überlegungen soll eher gezeigt werden, wie sich der neuere schmidtsche soziokulturelle Konstruktivismus auf ein neues Medium (›das Netz‹) sinnvoll übertragen lässt und damit empiriefähige Beobachterperspektiven freigelegt werden können.

Die Begriffe und Konzepte Netzmedien, Netzkommunikation, Netzgemeinschaft und Netzkultur sind hiermit definiert. Es fehlen Netzwirklichkeiten, Netzrealitäten und Netzwelten.

4. *Netzwirklichkeiten, Netzrealitäten, Netzwelten*: Im schmidtschen Konstruktivismus emergieren Wirklichkeiten im wechselseitigen Konstitutions-Zusammenhang von Kognition, Kommunikation, Medien und Kultur bzw. in der zirkulären Abgleichung der jeweils poetischen Dimension dieser vier Faktoren. Entsteht also ein neues Medium (›das Netzmedium‹) und sind neue, spezifische Formen der Kommunikation (Netzkommunikation) und Kultur (Netzkultur) – wie oben skizziert – beobachtbar, so bedeutet dies, dass – im Gegensatz zur Netzgesellschaft – die Rede von Netzrealitäten durchaus plausibel ist. Jene Fragen und Themen, die unter den Abschnitten ›Netzkommunikation‹

tion« und »Netzkultur« diskutiert wurden, werden hier noch eine Abstraktions- und Komplexitätsstufe höher gehängt:

- Inwiefern beeinflussen Netzkommunikation und Netzkultur unsere Wahrnehmung bzw. Konstruktion von Realität? Inwieweit werden etwa Dualismen entdualisiert oder triadisiert?
- Was geschieht theoretisch-abstrakt wie empirisch-konkret mit der Unterscheidung von Realität und Virtualität? Finden Derealisierungs- und Virtualisierungsprozesse statt (wird die Realität zunehmend virtuell?), finden Devirtualisierungs- und Realisierungsprozesse statt (wird die Virtualität zunehmend real?), oder verschränken sich immer beide Denkbewegungen (kommt es zu einer logischen Umkehr von Realität und Virtualität im Sinne Krokers)? Welche Metapher erscheint für Netzwirklichkeiten und -realitäten geeignet? Immer noch Jean Baudrillards »Simulakren« oder etwa Humberto R. Maturanas »Pluriversa«, Ted Nelsons und Hartmut Winklers »Docuverse« oder etwa Neal Stephensons »Metaverse«? Welches »Versum«, welche Welt wird durch das Netz konstruiert, ein Uni- und/oder Pluriversum? Ein Metaversum, ein Versum zweiter Ordnung oder Versa n-ter Ordnung?

Ein Diskurs über Netzrealitäten und -wirklichkeiten kann nicht ohne einen Diskurs über Virtualität geführt werden. Er kann auch nicht stattfinden, ohne im konstruktivistischen Sinne zu betonen, dass alle Begriffe konsequenterweise immer pluralisiert werden müssten (dieses Theorie-Apriori soll gestattet werden). Freilich ist dies sprachlich nicht immer möglich (und auch hier nicht), aber eigentlich müssten im Singular geführte Begriffe wie Medium, Kultur, Kommunikation, Kognition, Gemeinschaft, Wirklichkeit, Realität oder Welt immer pluralistisch gedacht werden.²⁸

Reden wir von Netzrealitäten, meinen wir u. U. immer Netzvirtualitäten (und dies nicht in einem realistisch-dualistischen Sinne). Vielleicht hilft noch einmal ein Blick auf die verschiedenen (realistischen, postmodernen und konstruktivistischen) Zugänge:

Hat man einmal die Setzungen von »Realität« (= dem Faktisch Gegebenen) und »Virtualität« (= dem potenziell Möglichen, vgl. zur Begriffsklärung Jokisch 1998: 305ff.; Faßler 1999c) vorgenommen, ergeben sich folgende Beobachtungsoptionen:

- *Monistische* Positionen argumentieren nur mit einem Glied der Unterscheidung, also entweder mit Realität oder mit Virtualität. Sie sagen also entweder, alles sei Realität, auch die Virtualität – oder sie behaupten, alles sei Virtualität, auch die Realität («die reale Welt als virtuelle Realität«, Position von Otto E. Rössler u. a.²⁹). Monisten im so verstandenen Sinne formulieren Theorie-Apriori (>immer schon<) und keine empirischen Trend-Hypothesen (>immer mehr</>immer weniger<).
- *Monisierende* Positionen (im Sinne von Trend-Hypothesen) beobachten die Zunahme des einen Gliedes auf Kosten des anderen, also entweder ein Mehr an Virtualität zugunsten der Realität oder ein Mehr an Realität zugunsten der Virtualität, auch im Sinne einer Umwandlung/Transformation des einen in das andere: Entweder, es wird immer mehr vom Möglichen ins Gegebene überführt oder umgekehrt. Entweder, es wird immer mehr realisiert (auch die Virtualität und/oder Artifizialität [Künstlichkeit]³⁰), oder aber es wird immer mehr virtualisiert (auch die Realität, Faktizität etc.): »Return of the Real« (Hal Foster) versus Derealisierungs- und Virtualisierungs-Diskurse (im Gefolge und Kontext von Jean Baudrillards Simulakren-Ansatz).
- *Dualistische* Positionen gehen von der konstant aktivierbaren strikten Unterscheidbarkeit von Realität und Virtualität aus, verhärten mitunter diese Differenz ontologisch. Sie behaupten, dass die Erkenntnisphären Realität und Virtualität in allen Erkenntnissituationen klar binär zurechenbare Sinnprovinzen darstellen. Auch scheinbare Kritiker dieses Dualismus sind oft implizite Dualisten. Wolfgang Welsch etwa schreibt:

»Der Anschein der Wirklichkeit, hart-wirklich und definitiv zu sein, gilt allenfalls vordergründig. In Wahrheit ist die Wirklichkeit allenthalben vom Virtualitätscharakter des Potentiellen durchzogen.« (Welsch 1998: 195)


»Das Wirkliche ist nicht durch und durch wirklich, sondern schließt Virtualitätsanteile ein, und ebenso gehören zum Virtuellen zu viele Wirklichkeitsmomente, als daß es als schlechthin virtuell gelten könnte. Ein simpler Dualismus – wirklich versus virtuell – wäre jedenfalls zu einfach, wäre falsch.« (ebd.: 210)

Was meint Welsch? ›Wir‹ oder ›die anderen‹ verwenden den Dualismus von Wirklichkeit und Virtualität falsch bzw. verzerrt, Welsch hingegen weiß, daß in der vermeintlichen Wirklichkeit auch Virtualität vorzufinden sei und vice versa. Welsch outet sich damit eigentlich als Über-Dualist, der die Dualismen der anderen zu korrigieren vermag – Welsch weiß, was »in Wahrheit« »falsch« ist. (Ich belasse es hier bei dieser erneuten Kritik impliziter Dualisten. Vgl. auch ausführlich Weber 1996 sowie grundlegend Mitterer 1992.)

- *Dualisierende* Positionen beobachten diese Verhärtung der Differenz von Realität und Virtualität nicht ontologisch-generalisierend, sondern als empirischen Trend. Sie argumentieren, das Differenzmanagement zwischen beiden Sphären werde *zunehmend* klarer. Man spricht etwa vom ›Real Life Shock‹ im Gegensatz zur Virtualitätserfahrung, wenn man argumentieren will, dass virtuelle Medien und Netzmedien die Kontraste eher verhärten denn nivellieren: ›Neodualisierung‹ statt Entdualisierung.
- Ein Spezialfall dualisierender Positionen ist das *Umkehr-Argument* (als empirisch-zeitgebundene Hypothese): Hier wird argumentiert, dass sich die symbolischen Besetzungen von Realität und Virtualität im Zuge der (Post-)Modernisierung umgekehrt hätten: Das einst Reale sei heute nur noch virtuell/virtualisiert fassbar, und die Virtualität sei zur realen Realität geworden (Position von Arthur Kroker, vgl. Kroker/Weinstein 1997: 141). Wohlgemerkt werden hier die logischen Besetzungen umgedreht, der Dualismus an sich wird aber verhärtet.
- Jenseits von monisierenden (Reduktion auf Realität oder Virtualität) oder dualisierenden (Beharren auf der Differenz) Positionen gibt es Versuche, *triadische* (etwa in Anlehnung an Lacans Triade Reales – Symbolisches – Imaginäres) oder gar *tetradische* (etwa Rodrigo Jokisch, vgl. Jokisch 1996) Modelle zu bauen.
- Schließlich gibt es Positionen, die auf die binären Unterscheidungen von Realität und Virtualität, Wirklichkeit und Simulation, Fakten und Fiktionen usw. ganz verzichten möchten zugunsten einer konsequenten *Pluralisierung* von Realitäten und Welten (wie etwa im schmidtschen Konstruktivismus oder auch im mittererschen Non-Dualismus, der anstelle dualistischer Setzungen unvermeidliche Kontingenzen beobachtet).

Soweit einige Gedanken zum weiten Feld der ontologisch und philosophisch belasteten Begriffe und Konzepte von ›Wirklichkeit(en)‹, ›Realität(en)‹, ›Virtualität(en)‹ und ›Welt(en)‹. – Abschließend zu den Differenzierungsversuchen im ersten Kapitel eine Zusammenschau der erarbeiteten Begriffe:

Tabelle 1: Begriffliche Ausdifferenzierung von NetzX

Abstraktionsgrad	Leitbegriff	Fokus	Makro-Trend	Forschungsgebiet
Niedrig  Hoch	(Netz-) Medien	Technisches Mittel, topische Mitte	± (Netz-) Medialisierung	Media Studies
	(Netz-) Kommunikationen	Modi des Mediengebrauchs	± (Netz-) Kommunifizierung	Communication Research
	(Netz-) Gemeinschaften	Selbstorganisation von Sozietäten	± (Netz-) Sozialisierung / Integration	(Medien-) Soziologie
	(Netz-) Kulturen	Programme für Medienverhalten	± (Netz-) Kulturalisierung	(Media-) Cultural Studies
	(Netz-) Wirklichkeiten, (Netz-) Welten	Konstruktion von Wirklichkeitsmodellen und Weltentwürfen	(De-)Realisierung, (De-) Virtualisierung	(Medien-) Philosophie, (Medien-) Epistemologie

(eigene Systematik)

